

Frau fragt, Mann antwortet

Der Wahlkampf ist eine Castingshow – Leidtragende sind vor allem die Politikerinnen

Als ich dieses Jahr zum Auftakt des 40-Jahre-Frauenstimmrecht-Jubiläums in meiner Funktion als Politologin von einem Journalisten gefragt wurde: «Sind Sie eitel?», da wusste ich instinktiv: Im Herbst 2011 würden nicht nur weniger Kandidatinnen für das eidgenössische Parlament kandidieren als 2007 (was tatsächlich der Fall ist), sondern mit grosser Wahrscheinlichkeit auch weniger Frauen gewählt werden als in den letzten Jahren.

Als ich auf die Journalisten-Frage mit «Ja, ich hoffe, man sieht das doch» antwortete, merkte ich gleichzeitig, dass Ironie, Witz und Humor bei Männern, von einer Frau kommend, nicht verstanden werden. Aber was erwarte ich denn anderes in einem Land, in welchem die Einführung der ech-

ten Demokratie erst 40 Jahre zurückliegt? Weshalb exponiere ich mich denn in einem Staat, dessen öffentlich-rechtliche Medien 40 Jahre Frauenstimmrecht mit der Einladung eines Antifeministen in die «Arena» feiern? Weil dieser Kaiser keine Kleider trägt.

Wahlen sind mittlerweile zu Castingshows mutiert. Statt über Argumente wird mehr und mehr über Äusserlichkeiten diskutiert, gestützt von wissenschaftlich unhaltbaren Studien à la «Schöne werden besser gewählt», obwohl der Blick in jedes europäische und ins schweizerische Parlament eigentlich das Gegenteil beweist.

Die Lebensrealitäten feministischer Frauen und Männer, wie ich sie etwa aus meinem Freundeskreis kenne, kommen in den Medien und der Wissenschaft

MEINUNG
REGULA STÄMPFLI
POLITOLOGIN

«Frauen werden besonders gern auf Klischees reduziert»



nicht vor oder sind völlig unterrepräsentiert. Es herrschen geschlechterstereotype Klischees: Frau fragt, Mann antwortet. Damit geben wir Bildern statt Text, Biologie anstelle menschlicher Kommunikation überproportional viel Raum. Statt über die dringende Notwendigkeit, mehr Jobs für Frauen und Männer zu schaffen, diskutieren wir

über lebensferne, demoskopisch vermessene Kategorien.

Gegenwärtig inszeniert der «Treffpunkt Bundesplatz» von SRF einen Wahlherbst, der jede Castingshow in den Schatten stellt. Kein Wunder, lassen sich dann einige Politiker und Politikerinnen besondere Gags einfallen: FDP-Ständerat Felix Gutzwiller präsentiert sich als Spielfigur «Talking Felix», die man als App herunterladen kann, CVP-Nationalratskandidatin Marianne Binder fragt ihren Hund, ob er auch CVP wählen würde, und FDP-Kandidatin Claudine Esseiva posiert nackt mit Balken und meint: «Nicht mehr oben ohne».

Politik ist zum Theater, zum «Politainment» geworden. Frauen sind von dieser Entwicklung speziell betroffen. Denn sie werden

besonders gern auf Klischees reduziert, ihre Darstellung wird verkürzt und trivialisiert. Klassische Männerrollen werden als viel normaler empfunden und schneller akzeptiert als komplexe Frauenrollen.

Die Diskrepanz zwischen Inszenierung und Wirklichkeit fällt nirgends so ins Auge wie in den medienvermittelten Wahlen: Anstelle politischer Argumente dominieren in diesem Herbst bildliche Verkürzungen. Und statt diesen Wandel der Demokratie mit klugen und spannenden Diskussionen aufzunehmen, konzentriert sich «Tatort Bundeshaus» auf die Reiteration demoskopisch erhobener Wahlkampfthemen oder vermessener Smartevote-Demokratie.

Biologie darf und soll in einer Demokratie keine Rolle spielen.

Die Demokratie bilden Menschen, unabhängig von Rasse, Geschlecht, Alter, Blut oder Herkunft. Die Lösung bei Wahlen liegt auch nicht darin, Quoten einzuführen. Doch wenn es eine so klar negative Korrelation gibt zwischen der Macht einerseits sowie Geschlecht, Alter und Herkunft andererseits müssen die Defizite unserer Demokratie offen, witzig, intelligent und wissenschaftlich besprochen werden.

Wir sollten endlich als Menschen über echte Themen wie Arbeit, Gerechtigkeit oder Chancengleichheit diskutieren anstatt als inszenierte Männer und Frauen über Äusserlichkeiten.

*Regula Stämpfli ist Politologin, Dozentin und Buchautorin

Warum selbst gemacht besser schmeckt

Klarer denken mit Rolf Dobelli: Das Not-invented-here-Syndrom



Meine Kochkünste sind bescheiden, das weiss auch meine Frau. Und doch gelingt mir ab und zu ein Gericht, das man als essbar bezeichnen könnte. Vor einigen Wochen kaufte ich zwei Seezungen. Um der Langeweile bekannter Fischsaucen zu entgehen, erfand ich eine neue – eine waghalsige Kombination aus Weisswein, pürierten Pistazien, Honig, geraspelten Orangenschalen und einem Schuss Balsamico.

Meine Frau zog die gebratene Seezunge auf den Tellerrand und streifte mit dem Messer die Sauce vom Fisch, dazu lächelte sie entschuldigend. Mir hingegen schmeckte die Sauce nicht schlecht. Ich erklärte ihr im Detail, welch kühne Kreation sie hier verpasste – was nichts an ihrem Gesichtsausdruck änderte.

Zwei Wochen später gab es wieder Seezunge. Diesmal kochte meine Frau. Sie hatte zwei Saucen parat. Zum einen ihre traditionelle Butterschwitze, zum anderen die «Kreation eines französischen Top-Chefs». Die zweite Sauce schmeckte scheusslich. Nach dem Essen gestand meine Frau, dass es sich nicht um die Kreation eines französischen Top-Chefs gehandelt hatte, sondern um meine eigene Kreation, die ich zwei Wochen zuvor ausprobiert hatte. Sie wollte mich testen und hatte mich aus Spass des Not-invented-here-Syndroms (NIH-Syndrom) überführt: Wir finden alles schlecht, was «nicht hier erfunden» worden ist.

Das NIH-Syndrom bringt einen dazu, sich in die eigenen Ideen zu verlieben. Das gilt nicht nur für Fischsaucen, sondern für alle Arten von Lösungen, Geschäftsideen und Erfindungen. Firmen tendieren dazu, intern entwickelte Ideen als besser und wichtiger einzuschätzen als Lösungen von externen Anbietern, selbst wenn diese objektiv besser sind. Ich



ILLUSTRATION: BIRGIT LANG

hatte vor kurzem Lunch mit dem Geschäftsführer einer Software-Firma, die sich auf Krankenkassen spezialisiert hat. Er erzählte mir, wie schwierig es sei, seine Software – punkto Bedienung, Sicherheit und Funktionalität objektiv führend – den potenziellen Kunden schmackhaft zu machen. Die meisten Versicherer seien überzeugt, dass die beste Software genau jene ist, die sie selbst, im eigenen Haus, entwickelt haben.

Wenn Menschen zusammenkommen, um Lösungen zu finden und diese gleich selbst bewerten, lässt sich das NIH-Syndrom schön beobachten: Die eigene Idee ist stets die beste. Sinnvoll ist es deshalb, Teams in zwei Gruppen aufzuteilen. Die eine Hälfte generiert Ideen, die andere bewertet – anschliessend werden die Rollen getauscht.

Geschäftsideen, die wir selbst erfinden haben, empfinden wir als erfolgreicher als Geschäfts-

ideen von anderen. Das Syndrom ist verantwortlich für blühendes Unternehmertum; und leider auch für die grösstenteils miserablen Renditen von Start-ups.

Im Buch «The Upside of Irrationality» (auf Deutsch etwa: «Die Vorteile von Irrationalität») beschreibt der Psychologe Dan Ariely, wie er das NIH-Syndrom gemessen hat. In einem Blog der «New York Times» bat er Leser, Antworten auf sechs Fragen zu geben. Zum Beispiel: «Wie können Städte den Wasserverbrauch, ohne per Gesetz den Verbrauch zu limitieren?» Die Leser sollten nicht nur Vorschläge machen, sondern ihre eigenen Antworten sowie die Antworten der andern auf ihre Anwendbarkeit beurteilen.

Zudem mussten sie angeben, wie viel Freizeit und eigenes Geld sie in die jeweilige Lösung investieren würden. Dazu kam, dass die Leser für ihre Antworten eine Auswahl von nur 50 Wörtern ver-

wenden durften – was sicherstellte, dass alle mehr oder weniger die gleichen Antworten gaben. Trotzdem: Die eigene Antwort wurde von der Mehrheit für wichtiger und anwendbarer gehalten als die fremden, im Grunde genommen gleichen Antworten.

Auf gesellschaftlicher Ebene kann das NIH-Syndrom gravierende Auswirkungen haben: Schlaue Gesetze werden nicht übernommen, nur weil sie aus einer anderen Kultur stammen. Dass der Kanton Appenzell Innerrhoden den Frauen nie freiwillig das Stimmrecht gab (es brauchte einen Bundesgerichtsentscheid im Jahr 1990), ist ein verblüffender Fall von NIH.

Fazit: Sie sind von Ihren eigenen Ideen betrunken. Um wieder nüchtern zu werden, halten Sie ab und zu Abstand, und betrachten Sie die Qualität Ihrer Einfälle rückblickend. Welche Ihrer Ideen der letzten zehn Jahre waren wirklich herausragend? Eben.

ROGER SCHAWINSKI

Weiterwurschteln wie bisher



Der Nebel lichtete sich nur ganz langsam. Aber nach und nach wird deutlich, weshalb die UBS über ihr jüngstes Milliarden-Desaster so zurückhaltend informiert hat: Die Fakten sind absolut verheerend.

Der Londoner Jungbanker hat offenbar nicht nur während dreier Monate alle Schranken durchbrochen, sondern viel länger – drei ganze Jahre lang! Kweku Adoboli fuhrwerke seit 2008 unter Umgehung von internen Regeln, und keiner hats gemerkt: weder seine direkten Vorgesetzten noch das interne Controlling. Und auch nicht die externe Revision, die den gesamten Betrieb alljährlich röntgen sollte.

Wenn in der UBS fiktive Buchungen offenbar so locker übersehen wurden, deutet dies darauf hin, dass die von Ossi Grübel grossspurig angepriesenen

«Versprechen der Banker, dass sie aus vergangenen Fehlern gelernt hätten, sind wertlos»

Risikokontrollen nicht mehr als Hirngespinnste waren. Nur deshalb konnte Mr. Adoboli tun und lassen, was er wollte. Solange er Gewinne produzierte, kam ihm niemand auf die Schliche. Erst als er sich bei seiner wilden Wettätigkeit um Milliarden verzockte,

wurde das totale Systemversagen sichtbar. Dafür trägt UBS-Messias Ossi Grübel direkt die Verantwortung und war für die Bank deshalb nicht länger tragbar.

Was lernen wir daraus? Alle Versprechen der Banker, dass sie aus vergangenen Fehlern gelernt hätten, sind wertlos. Vielleicht tappen sie nicht wieder in dieselben, selbst gebastelten Fallen, dafür in andere, von denen es zu viele gibt. Das heisst auch: Die reinen Zocker-geschäfte, bei denen mit bankeigenen Mitteln gewaltige Risiken genommen werden, müssen bei jenen Banken verboten werden, für die wir alle haften, weil sie eben «too big to fail» sind. Andere Teile des generell in Misskredit geratenen Investmentbanking, etwa die Aktivitäten bei Firmenübernahmen und Börsengängen, sollten hingegen – anders als Blocher fälschlicherweise forderte – weiterhin erlaubt bleiben.

Der jüngste UBS-Fall wäre eine perfekt getimte Steilvorlage für unsere Parlamentarier gewesen, die sich letzte Woche dieser Problematik annahmen. Das Resultat der Verhandlungen war aber ernüchternd. Aus unterschiedlichen Motiven wurden alle Verbesserungsvorschläge abgeschossen. Grübel und Adoboli sind zwar weg. Aber ihre Nachfolger können ungestört weiterwurschteln wie bisher.